

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 37

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Weltwochenschau

Die boshaften Basler.

Die Basler haben es schlau angefangen, um dem Bundesrat Gelegenheit zu geben, die Genfer-, Neuenburger-, Waadtländer-, Freiburger- und Schwyzer-Kommunistenverbote zu verurteilen. Sie lancierten zwei Initiativen, die das Verbot der nationalsozialistischen und faschistischen Organisationen im Gebiete des Kantons Baselstadt verlangen und den Presseerzeugnissen von dieser Seite her auf den Leib rücken wollen. Auch in Baselstadt laufen ähnliche Begehren. Im städtischen Halbkanton sind die Unterschriften massenhaft gefallen . . . weit ins Bürgertum hinein reicht das Mißbehagen über das Treiben der fremden „Idealisten“ . . . Bürgerliche waren von Anfang an mit in dem Ding; die eigentlichen Interessenten brauchten sich gar nicht so sehr in den Vordergrund zu stellen; irgendwie fühlt das ganze Volk, daß man mit dem Gewährenlassen der Demokratiefeinde unserer Art keinen Dienst leistet. Die Verbote gegen schweizerische Zeitungen im Reiche und die ungehemmt weiter vertriebenen Nazizeitungen bei uns sprechen jeden Tag mit aller wünschbaren Deutlichkeit von den ungleichen Waffen im Kampfe der Ideen.

Nun, die Initiativen sind zustande gekommen. Die Basler Regierung hat die Pflicht, sie dem Großen Räte vorzulegen. Der Rat hat sie zu behandeln und an die Volksabstimmung zu bringen, und das Basler Volk hat das Recht, darüber abzustimmen, selbst wenn der Große Rat Nein dazu sagen und Verwerfung empfehlen sollte. Dieser Weg ist der Weg des Gesetzes. Den gleichen Weg sind die Vorlagen in den welschen Kantonen und in Schwyz gegangen, auf dem gleichen Wege sind die Verbote legal geworden . . . sollte man meinen.

Aber der Bundesrat hat in einem Briefe an die „lieben, getreuen Eidgenossen“ von Baselstadt dargetan, daß die welschen Kantone und Schwyz auf dem Holzwege seien. Er sagte das zwar nicht so, aber man merkt sofort, daß der Sinn seines Briefes kein anderer sein kann. Die Initiative gegen die faschistischen Organisationen, die „von Ausländern gebildet werden“, sowie gegen verwandte Organisationen, die als staatsgefährlich erklärt und verboten werden sollen, greifen auf ein der Bundesgewalt vorbehaltenes Gebiet über.

Dieser Einwand ist der Kern des bundesrätlichen Briefes. Man wird zugeben, daß die Kommunistenverbote nicht „ausländische Organisationen“ trafen, daß also ein bestimmter Unterschied zwischen dem, was die Welschen und Schwyzer taten, und was die Basler tun wollen, besteht. (Wenigstens für diesen Fall sind die Kommunisten nicht „von Ausländern organisiert“ worden.) Aber die Initiativen legen den Akzent nicht auf „In- und Ausländer“; sie bekämpfen Vereinigungen faschistischer Richtung überhaupt. Und da bei den Kommunisten zwischen Fremden und Einheimischen auch kein Markenunterschied gemacht wird . . . fliegen eben mit den Baslern auch die Welschen und Schwyzer herein! Es geht nichts über Basler Boshaftigkeit!

Pause oder Rückzug?

Die von London aus durch den wieder nach Berlin abgereisten britischen Botschafter Henderson ergangenen Vorstellungen, die Pläne Roosevelts, für den Fall eines Kriegsausbruches in Europa sofort das „Neutralitätsgesetz“ abzuändern, das heißt an die Seite der Westmächte zu treten, die merkwürdigen Bewegungen in Polen, wo man den „Jungdeutschen“ zu verstehen gibt, „Polen sei nicht die Tschechei“, die Haltung der Kleinen Entente, die Lage in Japan, das trotz neuer Fortschritte vor Hankau immer tiefer in die wirtschaftlichen Nöte versinkt, und neuerdings die Einberufung französischer Reservisten haben auf deutscher Seite einen gewissen Eindruck gemacht, und man fragt sich, ob Berlin einen wirklichen Rückzug antreten oder nur eine Pause einschalten werde, um Zeit zu gewinnen. Zeit, die noch nicht vollendeten neuen Befestigungen

im Westen völlig auszubauen, Zeit, um den spanischen Verbündeten weiter marschieren zu lassen.

Die eigentliche Antwort auf die Fragen ganz Europas wird Hitler auf dem Nürnberger Parteitag geben, der am letzten Montag mit großem Aufwand eröffnet wurde. Die Hauptrede vom Dienstag ist seit langem zu erraten gewesen. Aber die Form wurde doch durch die neuen britischen Einwirkungen gemildert. Ihr Vorbild bildeten gewisse neuartige Äußerungen der sudetendeutschen Presse, die ihre Inspiration von Berlin holt. „Man könne wohl Machtfragen mit Kanonen und Fliegerbomben entscheiden, aber nicht Rechtsfragen.“ Und auf die Rechtsfrage komme es an, schrieb das böhmisch-deutsche Hauptblatt. „Rechtsfragen würden durch den Appell an das Rechtsbewußtsein ins Reine gebracht.“ Man wolle die Tschechen „nicht imperialistischen Zielen unterwerfen“.

Die Sudetendeutschen sind also zum Sprachrohr der „völkischen Lösung“, die der imperialistischen nicht entspricht, auserkoren worden. Hitler neigt bekanntlich zu dieser „völkischen“ Erledigung des Streithandels, während der Generalstab nach alter Weise, wenn schon Krieg sein soll, Böhmen und Mähren einsacken und die Grenzen abrunden will; die „Enklave“ zwischen Schlesien und Oesterreich soll verschwinden, und irgendwie wird man die Slaven schon ins Reich eingzugliedern wissen. Die Betonung des „nicht-imperialistischen“ Bestrebens durch Hitler geht natürlich an die Adresse der Engländer. Man hofft immer noch, damit Eindruck zu machen, daß man „nicht fremden, nur deutschen Boden“ verlange.

Aber Hitler darf, um Europa nicht zu erschrecken, gar nicht einmal diese „Heimkehr der Sudetendeutschen ins deutsche Vaterland“ verlangen. Er bleibt bei der Maske der deutschen „Selbstverwaltung“, die alles mögliche in sich schließt: Eigenes Militär, keine tschechische Garnisonen an der Grenze und im deutschen Gebiet, Abzug aller nichtdeutschen Beamten, eingeschlossen die Polizei. Die Fiktion, als ob die „deutschen Kantone“ bei der Republik verbleiben sollten, wird aufrecht erhalten, dabei aber wird Prag ein Zustand zugemutet, der die letzte Barriere beseitigen und jederzeit den friedlichen Einmarsch der Reichswehr erlauben würde.

Und selbst für den Fall, daß man Prag seine Deutschen ließe: Die weiteren Forderungen Hitlers sagen deutlich, was gemeint ist, und man sieht, auf welcher durchtriebene Weise die deutschen Militärs und Imperialisten via völkische Lösung doch zu Herren der Tschechei werden wollen: Prag muß seine Bündnisse mit Frankreich und Rußland aufgeben. Wenn es „deutsche Kantone“ in seiner Republik einschließt, darf es künftig keiner gegen Deutschland gerichteten Koalition angehören. „Ewige Neutralität“ ist der einzige Zustand, den das Reich dulden kann. Hinter dieser „Neutralität“ stecken indessen schon weitere Forderungen. Vielleicht nach Entwaffnung, vielleicht nach einer Zollunion mit dem Reiche? Wer weiß!

Wie werden die Westmächte das Programm Hitlers parieren? Es gäbe eine Lösung: Den gemeinsamen Vertrag der drei Mächte zur Garantierung der tschechoslowakischen Unteilbarkeit und Unabhängigkeit. Wer sie angreift, hat den Angriff der andern zu gewärtigen! Auf diese Weise bliebe Frankreich der Garant Prag, und die Balkanstaaten könnten wieder Vertrauen zu seiner Politik fassen.

Diesen ehemaligen Freunden Frankreichs zu zeigen, daß man nur noch mit Deutschland marschieren könne, bleibt das Ziel Berlins. Es läßt Ungarn mit Verhandlungen nach Belgrad und Bukarest hinübergreifen. Die Gefahr, daß man auch Prag nehmen werde, wird als „nicht erigent“ dargestellt. Ungarn, an einer künftigen tschechischen Beute interessiert, kommt vorderhand nicht auf den Einfall, sich von den südlichen und östlichen Nachbarn allerlei abhandeln zu lassen und zum Dank dafür und aus Angst vor der mächtigen deutschen Nachbarschaft zu ihnen überzulaufen. Die Zugeständnisse der Nachbarn müßten schon groß sein. Die Erlaubnis der unbeschränkten Aufrüstung, die die Kleine En-

tente Ungarn auf der Konferenz zu Bled gemacht, kostet nichts, denn Ungarn hat sich das Recht der Vollbewaffnung längst genommen. Jedoch etwas zuzugestehen, das für Jugoslawien und Rumänien Opfer bedeuten würde, dazu werden sich die zwei nicht entschließen, und so stimmt wohl die deutsche Rechnung, einen wichtigen Verbündeten in Budapest zu haben, bis auf weiteres! Ob aber Ungarn auch einen richtigen Verrat der Verbündeten Prags erhandeln könne . . . hier beginnen die Rechner zu irren.

Es sieht so aus, als spüre man in Berlin, daß keine weiteren ausländischen Sympathien für das tschechische Geschäft zu gewinnen seien, wenigstens nicht in nützlicher Frist. Und vielleicht trägt diese Einsicht am meisten dazu bei, Hitler zu seiner ureigenen Methode „legaler Verhandlungen“ zurückzuführen und das Geräusch der Manöver und den Ton seiner Reden zu dämpfen. Daß er dabei, wie immer, aufmerksam nach Gelegenheiten späht, versteht sich. Die wichtigste kam bisher immer wieder: Das Nachlassen der gegnerischen Energie.

—an—

Gerechtigkeit

Im Amthaus sitzt Justitia jetzt
In ihrem breiten Sessel.
Die Schuld, die manchen dort verhehlt,
Brennt ihn, scharf wie die Messel.
Die Sache „Sparl“ ist aktuell,
Manch einer muß erröten,
Weil er sich scheut vor dem, was hell,
Und vor Gewissensnöten.

„Man“ kneift und nimmt's gar nicht
Mit der so nötigen Wahrheit. [genau
„Man“ drückt sich überlegt und schlau
Um den Begriff der Klarheit.
Nun, der Justiz sind altbekannt
Die Kniffe und die Mägchen,
Und alle, die sich so verrannt,
Stellt sie ans rechte Plätschen.

Justitia hat's gar nicht leicht,
Doch streng hält sie die Wage,
Stets hat ihr Urteil noch erreicht
Die Schuld in jeder Frage.
Und jeden trifft die Nemesis,
Der sich im trüben Dunkeln
Vergeht, und dessen Schuld gewiß
Erhellte aus all' dem Munkeln.

Wie bei der „Sparl“ geht's in der Welt
Tagtäglich haufenweise.
Justitia ist, weil's brennt und gelst,
Beständig auf der Reise.
Und was geschieht und was geschah,
Für sie ist's heißer Boden.
Ihr Spruch: „Fiat Justitia!“
Hat viel noch auszuroden.

Wedo.

Kleine Umschau

Metamorphosen einer Stadt.

Bern in Blumen. Es gibt einen „Fassadenschmuck“ — man begegnet ihm übrigens auch in unsern Lauben hin und wieder — der geschmacklos wirkt. Wir können aber Damen beobachten, die ein wenig „Rouge“ auslegen, ohne daß es unangenehm auffällt. Diesen Vertreterinnen des zarten Geschlechts tun die Akzente der Mode in keiner Weise irgendwelchen Abbruch. Mit solch einer Dame ließe sich „Bern in Blumen“ wohl am ehesten vergleichen. Das duftige Blütenkleid, mit dem unsere Stadt sich schmückt, wirkt weder überladen, noch affektiert. Die ehrwürdigen Häuser hüben nichts ein an Distinktioniertheit, und die Blumen mildern den strengen Ausdruck ihrer grauen Fronten. Bern ist eine Stadt, die Charakter hat. Wenn sie sich schmückt, tut sie es mit dem Taktgefühl, das ihr eigen ist. Mit

welcher Dame würden wir wohl ein New York vergleichen, das sich im leuchtenden Gewand der Blumen präsentieren wollte? Eines schickt sich eben nicht für alle —

Bern im Zeichen der Motorrennen. Der Teufel ist los! Im wahrsten Sinne des Wortes! Wirklich teuflische Maschine, so ein Rennwagen! Nichts wie Stahl, Gummi und Benzin. Brüllt, daß die Trommelfelle wie Wespenflügel vibrieren. Stinkt wie eine brennende Lumpenfabrik. Faucht, knallt und rast wie eine verrückt gewordene Dynamitpatrone! An der Bundesgasse brennt ein Pferd durch. Auf dem Bärenplatz schreit ein Kind Zeter und Mordio. Beim Zeitglocken fällt eine Frau in Ohnmacht. Vollblutpferde, ängstliche Kinder und nervöse Frauen haben eben zu Hause zu bleiben, wenn Mercedes und Maserati die dröhnende Kompressoren-Sinfonie dirigieren!

Sirenen über Bern. An gewissen Tagen singen Alarminstrumente ununterbrochen ihr häßliches Lied. Dynamisch ausgefeilt. In regelmäßigen Intervallen an- und abschwellend, schwingen sich die Lärmwellen über die Dächer der Stadt, stürzen sich in die Straßenschluchten, echen in Torbogen, überschlagen sich in den Winkeln der Höfe und Plätze, durchfluten alle Räume — und hauchen endlich ihr Leben in einem jämmerlichen Seufzen aus. Das sind die Sirenen von heute! Als Odysseus die Meere auf abenteuerlichen Fahrten durchwanderte und der Scylla und Charybdis ein Schnippchen schlug und Circe an der Nase herumführte, gab es auch Sirenen. Lockende, singende Schönheiten. Böse Frauen, vor deren gefährlichen Gefangenzauber sich Odysseus nur dadurch zu schützen wußte, daß er Wachstügelchen in die Ohren stopfte. Auch heute bedeutet Sirenenfang nichts Gutes. Er warnt vor dem Anflug von Bombenflugzeugen — und eine ganze Stadt, ein ganzes Land löscht die Lichter, flieht in die Dunkelheit, hält den Atem an. Und kein Mensch darf Wachstügelchen in die Ohren stopfen. Jeder muß wach bleiben. In einem Punkte wenigstens sind die modernen Sirenen netter als die alten! Sie künden auch das Ende der Gefahr. Sie zünden ein Lämpchen nach dem andern wieder an. Und es ist dann ganz so, als hätten nie Bomber existiert — als wäre der ganze Alarm nur ein wüster Traum gewesen.

Bern! Stadt des Lichts! Hier spannt eine goldene Brücke weite Bogen über das rauschende, singende Wasser der Aare. Dort streckt sich ein schlanker Silberpfeil nach dem fernen, samtschwarzen Himmel. Blinkende Fenster Scheiben grüßen aus dunkeln, breiten Häuserfronten. Aus hellerleuchteten Erkern fallen Strahlenbündel in die nächtliche Stille einsamer Gassen. Denkmäler, Türme und Brunnen sind von Licht überflutet — und unter Lampengirlanden, die wie kostbare Perlenstränge die Laubenbogen säumen, stehen Berner und Bernerinnen. Sie plaudern und lachen und haben in den Augen den Glanz der tausend Lichter ihrer Stadt.

Auf all den architektonischen Prachtwerken, die aus einer glänzenden Ära der Baugeschichte Berns stammen, liegt heller Schein. Dem 18. Jahrhundert sind wir dank schuldig, wenn wir heute die wichtigen Linien herrlicher Häuser und Gebäude auf uns wirken lassen können. Aus dem Jahre 1752 stammt der Erlacherhof, dieses wertvollste und wohl zierlichste Schmuckstück bernischer Baukunst. (Man muß natürlich beim Anblick des Erlacherhofes nicht gleich an die Steuern, bezw. deren Bezahlung, denken!)

Die Idee, unsere Stadt bei besonderen Anlässen und zu Ehren von Wissenschaftern und andern großen Häuptern festlich zu illuminieren, stammt übrigens nicht aus jüngster Zeit. Schon im Jahre 1895 bewunderten die aus aller Welt zum internationalen Physiologenkongress herbeigeeilten Gäste den im Feuerzauber bengalischen Lichtes erstrahlenden Münsterturn.

Bern mag sich mit Blumen schmücken — es mag seine Vorzüge mit Strahlenlinien unterstreichen — unsere Stadt mag aus stillem Schlaf zu festlichem Trubel erwachen — — Bern ist und bleibt die auf dem aareumrauschten Felsenfernen gegründete Stadt, die wir als Kinder lachend durchstolzen, die wir als reife Menschen beschaulich durchwandern. Stürmibänz.